

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Zeitraum	127
Christliche Wissenschaft. Von Arthur Holtzner	144
Die Judenfrage in Polen. Von Richard Bahr	147
Grundrissfragen. Von Kadon	162

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Allgemeine Anzeigen-Annahme
der Wochenschrift „Das Zukunft“ nur durch
Max Kirstein,
Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.
Fernsprecher Amt-Zentrum 10 809 u. 10 810.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.—, pro Jahr M. 21.—, pro Jahr M. 25.20.
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.—, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1875.

an der Gertraudenstrasse

vermitteln den Kauf aller Werte, die durch die neue Verbindung **Berlin - Konstantinopel** Beachtung verdienen.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1869

Tel. Zentr. 2065, 5004, 11 315.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S. Ham-
burg, Hannover. Leipzig, Mainz, Mannheim, München.
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das **Steuerkontor** G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 66
Tel.: Amt Lützow 7345
Prospekt „D“ frei.

Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal.-diätet.
Heilanstalt. Mit Tochterhaus „Kuhstel
Barenberger Hof“ bei Schierke. Wunder-
volle Lage.
Geb. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Wertvolle alte und moderne Kupferstiche

kauft stets zu hohen Preisen gegen
sofortige Barzahlung **Paul Graupe,**
Antiquariat, Berlin W 35.



Berlin, den 26. Februar 1916.

Februa.

Bonaparte und Briand.

Fünf von den sechs Seiten Ihrer Note haben Stille und Ton der Klassenaufsätze, die schlechte Schüler in der Unterprima abliefern. Herr Gott im Himmel! Was ein zum Kriegsschauplatz gemachtes Land, in dem Leidenschaften und Interessen zusammenprallen, an unvermeidlichem Leid ertragen muß, ist doch schlimm, allem Menschengefühl schmerzlich genug; braucht man zu überreiben, mit böshast erfundenen oder albernen Märchen aufzuputzen? Jeden, der die Behauptung wagt, im Gebiet der Republik sei auch nur einer Frau von unseren Kriegern Gewalt angethan worden, nenne ich einen Lügner. Wer Ihre Note liest, muß glauben, alles Eigenthum sei zerstört, jede Kirche und jedes Weib geschändet worden. Daß unter dem langwierigen Kampf das Land leidet, ist die Schuld der eigensüchtigen Regierung, der das Gefasel kleiner Klüngel mehr gilt als das Wohl der Nation. Man droht mir mit Unruhen; droht, die Städte zu Aufstand gegen unser Heer zu treiben. Kommt diese Herausforderung aus dem Willen der Regierung? Ich bin nicht schutzlos; bin gegen heimliche Tücke so stark geschirmt wie gegen offene Feindschaft. Besitzrecht, Religion, Brauch werden wir achten. Weh aber Dem, der neue Feinde wider uns waffnet! Wer, in blinder Verleugnung unserer Heeresmacht, durch Verrath oder Mord an uns sündigt, wird von der Armee zerstampft werden; sie hat, noch immer ohne Verstärkung, über

mächtigere Feinde gesiegt.“ (An den Generalprobeditore der Republik Venedig.) „Auch im Lande des Papstes wird Frankreichs Heer seinen Grundfäden treu bleiben; der Religion und dem Volk wird es Schutz gewähren. Hält eine Hand unserer Krieger die Bayonnette, den Bürgen des Sieges: die andere reckt sich über Städte und Dörfer hin und verbürgt den Einwohnern Sicherheit. Jeder hüte sich vor Unterschätzung unseres Heeres; hüte sich, auf den Rath von Schuften und Heuchlern den Kriegsschrecken bis unter das Dach seines Hauses dringen zu lassen und dadurch die Rache eines Heeres heraufzubeschwören, daß im Lauf eines Halbjahres fünf Armeen zertrümmert, hunderttausend gute Soldaten gefangen, vierhundert Geschütze und hundertzehn Fahnen erbeutet hat. Wird beim Nahen unserer Truppen die Sturmglöckel geläutet, dann wird das Dorf oder die Stadt, wo es geschah, niedergebrannt und alle Mitglieder des Gemeinderathes werden erschossen. Wo uns ein Mann gemordet wurde, werden Geiseln gegriffen und Sühngelder eingetrieben. Priester, Mönche und alle anderen Diener der Kirche werden in ihrer Amtsbefugniß geschützt, so lange sie dem Evangelium gehorsam sind; weichen sie von dieser Pflicht, dann werden sie nach dem Kriegesgesetz (und strenger als andere Bürger) bestraft.“ (Februarerlaß aus dem Hauptquartier in Bologna.) „Ist die Zahl der Getödeten noch nicht groß, Harm und Leid der Menschheit nicht schwer genug? Tapfere Krieger sehnen auch im Kampf sich nach Frieden. Muß noch mehr Blut fließen? Alles erlebt, selbst der wildeste Haß, seinen letzten Tag. Das Direktorium unserer Republik hat dem Wunsch Ausdruck gegeben, den Krieg, das Völkerelend, zu enden. Der londoner Hof will dieses Ende nicht. Ist keine Hoffnung auf einträchtiges Verständniß? Müssen wir einander noch tiefer zerfleischen, weil es der Grimm oder der Vortheil eines Landes verlangt, das die Leiden des Krieges nicht spürt? Wollen Sie, dem Thron so nah, so hoch über dem Getriebe kleiner Leidenschaften, die so oft den Blick der Minister und der Regierungen umnebelt, nicht nach dem Ruhm trachten, Deutschland gerettet und der Menschheit Wohlthat erwiesen zu haben? Selbst wenn das Kriegsglück Ihnen lächelte, würde Deutschland verwüstet. Weckt mein Ruf in Ihrem Herzen, Herr Oberbefehlshaber, Wiederhall und wird dadurch einem Menschen, nur einem, daß

Leben erhalten, dann werde ich auf die so erworbene Bürgerkrone stolzer sein als auf den traurigen Ruhm, der aus Kriegerarbeit spricht.“ (An Erzherzog Karl, den Oberbefehlshaber in Oesterreichs Heer.) „Die pariser Advokaten, die im Direktorium sitzen, können nicht regiren. Kleine Leute. Sie schmeicheln mir; ihr Gefühl ist dem Haß aber viel näher als der Liebe. Mich bekommen sie nicht ans Narrenseil. Um mich von Italien, wo ich unumschränkter Herr war, wegzulösen, machten sie mich zum Führer des gegen England zu rüstenden Heeres. Gehorchen kann ich nicht mehr; die Gewalt des Oberbefehlshabers nie wieder entbehren. Kann ich nicht Herr sein, dann verlasse ich Frankreich. Ideologen verstehen nichts von Politik. Zuerst mich schinden und danach Alles den Advokaten überlassen: Das thue ich nicht. Jetzt noch an den turiner Hof gehen? Nein. Der König würde mich auszeichnen, sich in Sicherheit wähnen, ich müßte ihm Manches versprechen und aus Alledem würde doch nichts. Aus Festen und Ehrungen mache ich mir nichts. Und ich bin durchaus gegen Versuche, Völker und Staaten über den Umfang der Hilfe, die man ihnen gewähren kann, zu täuschen.“ (General Bonaparte, am achtzehnten November 1797, in Surin zu dem Französischen Gesandten Miot de Méliot.

„Die Worte, die wir hier, an dieser durch das älteste Freiheitheischen geweihten Stätte, wechseln, werden in allen Zweigen des Lateinerstammes ein Echo wecken. In dem Kampf, in dem unsere Fahnen gemeinsam wehen, unsere Helden für die selbe Sache ihr Blut versprizen, ist unsere Siegeszuversicht Eurer gleich. Der Sieg wird dem Kraftaufwand beider Völker lohnen und ihre Einnung, den Einklang Ihres Empfindens für immer weihen. Ich freue mich der Gelegenheit, den Entschlüssen Italiens und Frankreichs die Uebereinstimmung zu sichern und dadurch ihrem Handeln auf allen Gebieten die volle Wirksamkeit zu schaffen. Die Verbündung, die von Tag zu Tag enger wird, bürgt dafür, daß wir jedes unserer verschiedenartigen Unternehmen, Krieg und Wirtschaftskampf gegen die Feinde, in Eintracht durchführen und so den Sieg an uns fesseln. Der Ausdruck freundschaftlichen Empfindens, der von allen Seiten, aus den Provinzen und aus Rom, von den Gipfeln der Gesellschaft und aus der Volksmasse, dem Stolz Italiens, uns zuströmte, hat unsere Herzen einander so rasch genähert, daß uns die Aufgabe erleichtert wurde. Im Lager unserer Feinde

ist die Eintracht des Handelns durch die geographischen Bedingungen befohlen und erzwungen; uns ist sie das Ergebnis hohen Geistesfluges und eines wägenden Willens, der weiß, welche Pflicht er dem Dienst des edelsten Ideals schuldet. Italien zeigt heute, daß es, als Erbe uralten Ruhmes, der großen Ahnen würdig ist, die all seine Länder, Gebirg und See Küste, bestreiten und einten. Wie rauh der Pfad sein mag: da ihn das Blut der edelsten Söhne trinkt, muß er in Sieg führen. Die Gemeinschaft unseres Mühens wird den Sieg gebären. Dichter reihen wir uns von Tag zu Tag und fester wird täglich die Gemeinbürgschaft; ohne Erbarmen werden wir, Alle auf einer Front, fechten, bis die freie Entwicklung des Menschengelstes gesichert ist. In dieser Zuversicht hebe ich mein Glas . . ." (Ministerpräsident Aristide Briand in Rom.) Ist nicht, als hörte ich die Stelzenrede eines der pariser Advokaten, deren Unfähigkeit zu Politik und Regierung der Korse schon als junger, nach Josephinens Leib lechzender General so barsch höhnte? Herr Briand war Rechtsanwalt; schien aber die schönste Hoffnung der Republik. Die erste wieder nach Gambetta und Ferry (und wurde drum, wie die Zwei, von Herrn Clemenceau, dem Hasser alles Schöpferwesens, unbarmherzig berannt). Erinnert Aristides sich noch, daß Herr Gaston-Routier, vor fünf Jahren, ihm ein Buch, „Der Napoleon meines Traumes“, widmete? Vornan stehen die Sätze: „Einst, Herr Ministerpräsident, waren Sie Sozialist; auf den Machtthron haben Sie sich als behulfsamen, seiner Pflicht bewußten Staatsmann erwiesen. Ihre Beredsamkeit wählte das Lösungswort, ‚Politik der Wirklichkeiten‘. Ich darf also hoffen, Verständnis zu finden, wenn ich Ihnen dieses Buch widme, das aus reinster Liebe zu Vaterland und Menschheit geboren wurde.“ Und das in den Wunsch mündet, zwischen Deutschland und Frankreich Frieden zu stiften. „So lange diese Länder verfeindet sind, ist Europa ein leeres Wort, wird der Erdtheil von England oder Rußland beherrscht, von zwei selbstsüchtig tückischen Nationen, die Frankreich stets ausgebeutet oder verrathen haben und nie aufrichtige Freundschaft für unsere Heimath empfinden können. Russen und Briten haben mit ungemeiner Geschicklichkeit Frankreich und Deutschland verfeindet. Der deutsche Geist hat das slawische Preußen erobert: und jetzt ist das geeinte Deutschland größer, stärker als je zuvor und willig zu Großmuth und Edel-

finn. Unser größter Dichter hat gesagt: „Wäre ich nicht Franzos, so möchte ich Deutscher sein. Deutschland fühlt, Frankreich denkt. Ihre Gemeinschaft umfaßt das Wesen der Civiltation. Deutsche und Franzosen sind weder Insulaner noch Eroberer, sondern die echten Söhne der Europäererde. Ihre Eintracht würde England und Rußland zügeln, Europa beglücken, den Frieden der Welt sichern., Nie wieder darf zwischen diesen zwei Völkern Krieg sein; er wäre Bruderkrieg und könnte für die Dauer keinen lohnenden Ertrag bringen. Wenn Ihr nicht Deutschland völlig vernichtet oder Deutschland auf die Trümmer Eurer Dörfer und Städte das *Finis Galliae* schreibt, war der Krieg nutzlos: denn nach zwanzig, dreißig, fünfzig Jahren finge Alles wieder von vorn an. Ein Krieg, um Provinzen zurückzuerobern und eine neue Grenze zu schaffen, wäre Wahnsinn oder Kindererei. Zwei von Kopf zu Fuß gewaffnete Riesen, mit furchtbarem Zerstörungswerkzeug; grausige Kämpfe, die Beide erschöpfen müßten und vielleicht Keinem endgiltigen Sieg brächten. Wie blinde Tröpfe würdet Ihr einander entkräften, ohne zu bedenken, daß Ihr dadurch nur Euren schlimmsten Feinden nützet, den Briten und Russen. Um deren Gewinn zu mehren, sollt Ihr Euch selbst verdammen, in alle Ewigkeit einander wie böse Porzellanhunde anzustarren oder einander abzuschlachten? England ist tief im Machtverfall. Das Reich kracht in allen Fugen und überall riecht es nach Schwefel. Ihm droht die Revolution und der Verlust Indiens; und weil die Schwachheit fühlbar wird, sollen schnell Bündnisse geknüpft und die höllischen Zettelungen, die sich einst gegen uns lehrten, nun gegen Deutschland erneut werden. Die Seeherrschaft ist schon geschmälert und wird bald ganz verloren sein: gegen die vereinten Flotten Deutschlands und Frankreichs könnte Englands Marine nicht den Kampf wagen. Deshalb opfert es sein Geld, um Euch in Krieg gegen Deutschland zu heßen. Oeffnet, Franzosen und Deutsche, die Augen und lasset Euch nicht von Englands Reptilien täuschen: nur die Selbstsucht und Trugkunst der Briten wünscht, daß Ihr immertiefer Euch in Haß und Feindschaft wider einander einbohret. Deutschland wächst schnell und entfaltet sich kräftiger als andere Länder. Slawen und Lateiner mögen in Einheit gelangen: den Europäerblock kann nur das Bündniß Frankreichs mit Deutschland schaffen. Diesem Bündniß werden Italien, Spanien und die kleineren

Staaten sich angliedern und England wird, um nicht einsam zu bleiben, genöthigt sein, sich ihm zu befreunden. Rußland ist dann nicht mehr Gefahr, sondern Schutz: Europas Schildwache an Asiens Grenze und der Puffer zwischen der weißen und der gelben Riesenmacht. Vergesse niemals, daß Ihr, weitab, den Russen, denen Eure Staatseinrichtung Uergerniß ist, entbehrlicher seid als die Deutschen. Und setze, daß der Wundertraum von Weltfrieden und Völkereintracht Wirklichkeit werde.* So glaubte, aus dem Geiste Bonapartes, der Verfasser des Buches sprechen zu müssen. Da Herr Briand die Widmung annahm, kann er den Inhalt nicht verlacht haben. Nun? Neunzehnter Monat franko-deutschen Krieges. Ein Hegrein über „Gräuel“, die, auch nach dem Zeugniß des Großen Napoleon, vom Wesen des Krieges untrennbar sind. Ein Jubelchor der Regirenden, als wäre, statt der Hemmung des Vormarsches, die Zerschmetterung des Feindes gelungen. (Der das ganze Gebiet französischer Schwerindustrie, ein Viertel des unbeweglichen Nationalvermögens, fest in Besitz hat.) Eine wunderliche Furcht, auch nur den Keim der Sehnsucht nach Frieden ans Licht zu lassen. Mühte des Briefes, den Bonaparte an Erzherzog Karl schrieb, der rothe Aristeidess sich etwa schämen? Er geht nach Rom. Palazzo Farnese, Villa Umberto, Kapitöl: die ehrwürdige Pracht der Schaupläze ist nicht zu überbieten. Sonst? Rednerei, die in zähen Phrasenschlid abruischt. Wird den Italiern billige Kohle, den Franzosen, für ihre Hauptfront oder für den Balkan, ein Italerheer verbürgt? Nein. Das Königreich, das die Hoffnung auf Albanien sinken sieht und dessen Heer weder Trient noch Triest erobert, verspricht, jeden Handelsverkehr mit Deutschland fortan zu meiden und ein paar Ehrenwerthe in den pariser Kriegsrath der Verbündeten zu schicken. Das ist der Ertrag großen Aufwandes. Frankreichs berühmtester Redner und Bezauberer fand nicht einmal Worte, die in Römerherzen neue Gluth ansachen konnten. Mancher meint, Bonapartes Römerzug habe immerhin mehr als Briands eingebracht. Und Senator Bérenger mahnt (in Paris-Midi): „Zwei Völkerguppen kämpfen um Leben und Tod. Nicht der besten Rede gebührt heute die Palme, sondern der kräftigsten That. Noch hat die Stunde der Flöten und Zimbeln nicht geschlagen. Das Vaterland ist verwüstet; deutsche Schreckensherrschaft besudelt zehn Departements. Selbst in der

Zeit festlicher Reisen dürfen wirs nicht vergessen. Wir können, wenns zur Kräftigung der Kriegsmittel nöthig scheint, bis ans Kapitol gehen; dürfen aber nicht hinaufflettern. Wir können im Triumphsaal frühstücken; dürfen uns aber nicht, weil die Sauce mit Lorber gewürzt ist, in den Rang von Triumphatoren träumen. Denn Saint-Quentin ist uns entriffen und Velfort wird beschossen. Die Fahrt nach Italien sei uns die vom Kriegsbedürfnis befohlene Reise nüchternen Männer, nicht eine vom Festglanz beleuchtete Parade. Keinen Jubelchor jeht!* Noch blinkt die Krone . . .

Offensive?

Wieder Neutralenberichte in feindlichen Blättern; wieder Schilderung deutschen Lebens, die, als unwahr, von unserer Alltagserfahrung abgewiesen wird. In der Massenzettung *Le Petit Parisien* wird ein holländischer Kaufmann vorgeführt, der seit Jahren in Geschäftsverkehr mit Deutschland stehe, oft nach Berlin komme, redlich, klug, tüchtig, sogar deutschfreundlich sei und nur seinen Augen traue. Dürfen wir mehr verlangen? In einem vom vierten Februar datirten Bericht sagt er, der wieder in Berlin war, er habe die Deutschen in völlig verändertem Gemüthszustand gefunden. Vor sechs Monaten: himmelhoch jauchzend; jeht: zu Tode betrübt. Militärisch ist's flau („situation médiocre“); welches Wort paßt danach auf den Kriegsertrag der gegen uns Verbündeten? Wirtschaftlich: dicht vor dem Zusammenbruch. „Wäre ich, als Kaufmann, in solcher Lage, dann würde ich sofort meine Liquidation-Bilanz machen und die Geschäftsauflösung dem Bankrott vorziehen. Der Deutsche denkt anders; für's Erste. Jeder nach seinem Geschmack.“ Läßt „Germanophilie“ sich deutlicher erweisen als durch so herzige's Urtheil? „Anfangs hat man die Noth übertrieben. Jetzt ist Uebertreibung undenkbar. Die Noth ist gräßlich. Daß Brot war unverdaulich; nun ist's ungenießbar und obendrein kaum zu haben.“ (In der kürzesten Straße Berlins findet der Wanderer mindestens drei Bäcker- und Vorkost-Läden, in denen Brote gestapelt sind. Nie ist eine Klage über Brotmangel an mich gelangt. Der Geschmack der Backwaare wird allgemein besser beurtheilt als in dem ersten Halbjahr nach der neuen Backordnung.) „Butter giebt's fast gar nicht mehr; man muß sich in eine lange Reihe stellen und im Laden eine von den Behörden gelieferte Karte

vorzeigen, um, zu ungeheuerlichem Preis, ein kleines Bißchen Butter zu erhalten. Nur sehr reiche Leute können Butterbrot essen und selbst ihnen fehlt oft Butter zum Spinat.“ (In Berlin, wo es erst seit dem einundzwanzigsten Februar Butterkartengiebt. Richtig ist, daß die Butter knapp und theuer ist; immerhin nur um siebenzig Pfennige fürs Pfund theurer als in Paris, wo auch laut geklagt wird; richtig, daß man vor den Läden lange Frauenreihen sieht: weil der Vertheilung noch nicht die taugliche Form gefunden wurde.) „Fleisch giebt's nur dreimal in der Woche und auch da nur in vorgeschriebenen Mengen.“ (Unwahr; nur zwei fleischlose Tage; Menge nicht begrenzt; die Läden mit frischem und geräucherem Fleisch, Wurst und anderen Aufschnittwaaren überfüllt.) „Den Umfang der Mißstimmung, die durch diese stete Nahrungssorge in Deutschland bewirkt wird, können Sie sich kaum vorstellen. Ich glaube, daß die Tage des deutschen Widerstandes gezählt sind. Niedergang der Industrie, ungeheurer Menschenverlust, das Loch in der Finanzorganisation, Geschloßvergeudung, allgemeine Müdheit und wachsende Hemmung des Alltagslebens: diese Trümpe halten Deutschlands Feinde in der Hand. Noch hat das Reich den Krieg nicht verloren und es verfügt ja über beträchtliche Pfänder, die ihm einen vernünftigen Frieden, einen ohne Ruhm und Ehre, ermöglichen: wenn Alles gut geht; wenn seine Feinde nichts thun, weder in Ost noch in West vorrücken. Kommt aber gar noch die militärische Niederlage, die große Tracht Prügel, dann . . .“ Untergang der deutschen Welt, „die auf Haß, wüsten Ehrgeiz und Vertragsbruch gebaut ist.“ Das lesen Millionen täglich. Ist ein Wunder, daß sie, trotzdem ihre Heere nicht vorwärts kommen, sich dem Ziel nah wähnen? Solches Gefram verlängert nutzlos den Krieg. Ich glaube nicht an den Holländer des Petit Parisien. Dummköpfe giebt's in jedem Land. Aber die Niederländer sind nüchterne Leute und gewöhnt, durch Nebel in Klarheit zu blicken. Einer schrieb mir neulich: „Hier hat der Wind sich ein Wenig gedreht. Wir setzen nicht mehr auf's falsche Pferd.“

„Eine sich mehr und mehr verdichtende Grenzsperr, Tag und Nacht arbeitenbe Kriegsschmieden, fleißige Verwaltungsbörden, die Regierung, als das große Centralwerk, ungestört nur mit den Aufgaben des Krieges beschäftigt, in Rath und That geschwind: solcher Zustand spart Zeit und Blut. Geduldig, für Kriegs-

werkzeug von wachsender Gewalt, Geschossmengen häufen, nichts dem Zufall überlassen, wuchtigen Angriff bis ins Kleinste vorbereiten, mit Welle, nach der Lehre der Alten, eilen: auch solcher Aufschub, der Verzögerung scheint, spart uns Blut. Nach Menschenvorausicht erfährt der Feind stets, welcher Theil seiner Front von Angriff bedroht ist; er stärkt sich für die Entscheidungstunde, holt Ersatzmannschaft heran und sorgt für Kanonen, Maschinengewehre, Munition. Je länger die gefährdete Front, desto schwerer der Widerstand. Dessen Wirksamkeit wird schwächer, wenn von vielen Seiten Offensive droht. Denn natürlich ist leichter, eine Front von fünf Kilometern zu vertheidigen als eine von dreißig; leichter, eine Offensive abzuwehren als vier Angriffe, die in der selben Zeit beginnen. Wird auf einer Frontlänge von dreihundert Kilometern zugleich, überall mit zulänglichen Kräften, der Feind angegriffen, dann darf er auf dieser Fläche kein Regiment, keine Batterie verschieben, sonst verräth er selbst den Punkt seiner geringeren Widerstandskraft und bringt sich in Gefahr. Wenn alle verbündeten Heere, mit dem ganzen Aufwand ihrer Streitkräfte, zu gleicher Zeit, auf allen Fronten, angreifen, schwindet dem gemeinsamen Feind der Vortheil seiner centralen Stellung und die Möglichkeit, seine Ersatzmannschaft mit der Flinkheit des Webers, der die Schiffchen gleiten läßt, an die bedrohten Punkte zu schicken: weil ja alle, in der selben Stunde, bedroht wären. Die Schlacht an der Marne, die Offensive all unserer gegen alle deutschen Heere, war die Ausführung eines der schönsten Kriegspläne, die je erfunden wurden; sie erstreckte sich von Paris bis nach Verdun, von dort nach Nancy und bis an die Pforten des Elsaß. Nirgendß Einzelvorstoß; zwanzig verbündete, von einander bestimmte Schlachten. Maunoury wirft sich auf Klud, ermöglicht den Generalen French und Franchet d'Espèrey, Bülow's entlaubten Stamm zu packen: und so entsteht zwischen Bülow und Hausen ein Spalt, in den Foch sich schnell einklemmt. Foch macht Langle de Cary frei, der wiederum Sarrail entlastet. Da der Kern des deutschen Heeres an den Aisne, die Armee des Kronprinzen an die Argonnen zurückgeht, kann Castelnau bei Nancy, Dubail in den Vogesen den Kampf vorstoßen. So sah die herrlich einträchtige und logische Gesamtoperation aus, von der Albert de Mun vor seinem Hingang schrieb, sie sichere unserem Joffre den unsterblichen

Dank des Vaterlandes. (Wie lange währt den stets Leichtfertigen solche Ewigkeit? Reden wir nicht davon!) In ähnlicher Weise ist der Rhythmus des Krieges schon an den Rändern des ungeheuren europäischen Schlachtfeldes fühlbar geworden; bisher nur an einzelnen Punkten. Der erste Russeneinbruch in Ostpreußen hemmte den Lauf des deutschen Heeres, das Paris bedrohte. Wäre dessen Elftes Corps nicht in aller Eile aus Belgien an die Weichsel geschickt worden und bei Tannenberg in Hindenburgs Armee gewesen, dann hätte es am neunten September 1914, am Durcq, unter Kluck oder, auf den Höhen von Sézanne, unter Bülow und dem Herzog von Württemberg gefochten: und das Schicksalsrad konnte sich anders drehen. Unsere Offensiven im Frühjahr und im Herbst, bei Arras und in der Champagne, haben den Russen nicht geringeren Dienst geleistet; zuerst hat die erhebende Waffengemeinschaft das Heer vor Umklammerung bewahrt, dann, im Herbst, den Weg nach Kiew und die litländischen Propyläen von Petrograd vor der Wuth des Angreifers gerettet, der nicht genug Streitkräfte aufzubringen vermochte. Vertikal begrenztes Handeln wirkt also nicht nur auf die Front, die sein Feld ist, sondern erleichtert manchmal auch auf Fronten, die Hunderte von Meilen davon getrennt sind, den Freunden den Kampf. Man muß zu verstehen trachten; muß sich bemühen und willig sein, zu verstehen. Nur an einzelnen Stellen und noch niemals mit der größten Wucht, die erreichbar wäre, sind zu gleicher Zeit solche Offensiven versucht worden. Ein völlig, bis ins Kleinste, dichter Zusammenhang ist, aus tausend Gründen, unerlangbar; und wir jagen Wahngelbilden nicht nach. Doch Ihr sahet, daß die Schlacht an der Marne zugleich am Durcq, auf beiden Morins, in den Sümpfen von Saint-Gond, am Ornain, im Argonnenwald, vor Nancy und in den Vogesen ausgekämpft wurde. Stellet Euch eine noch gewaltigere Marneschlacht vor, in der, zu gleicher Zeit, an der Nordsee und in der Rheinebene, in den trentiner Alpen und am Isonzo, an der Adria und am Wardar, in den Karpathen, im Sumpfland von Pinst und an der Dwina gefochten wird! Herr Keinach sagt's im Figaro; und beleuchtet mit seinem Winkwort das Ziel, nach dem alle Feindeskkräfte nun hinstreben. Von allen Seiten um die selbe Zeit wuchtigster Angriff: dann wird die teuflisch geschickte Verschiebung gehindert, die dem Vordrangversuch plötzlich deutsche Heeresmassen

entgegenstemmt. Ist diese Hemmung gewiß? Wer der Frage Antwort sucht, muß bedacht haben, welche Menschenzahl heute unter deutschen Fahnen sich. Seit Wochen rechnen die Papierstrategen. Nach Replington hat sich Oberst Feyler bemüht. Im vorigen Sommer, sagt er, hatte Deutschland 1900 Bataillone. „Weit scheint es über diese Zahl nicht hinaus zu können. Im September, nach der Schlacht in der Champagne, wird die Westfront gestärkt, im Osten auf neuen Vorstoß verzichtet. Ende Januar sind im Westen 1286, im Osten 565 Bataillone; 74 sind entweder auf dem Balkan geblieben oder auf dem Weg an ein noch unsichbares Ziel. Kommen auch sie nach Frankreich oder Belgien, dann wächst die Wahrscheinlichkeit naher Offensive. Aus der Tatsache, daß auf der Westfront stets zwei Drittel aller Streitkräfte vereint waren, ergibt sich die Lehre: trotz der Stärke der deutschen Befestigungen, trotz gewaltiger Artillerie und Maschinengewehren habe der Druck der verbündeten Westheere den deutschen Generalstab so in Sorge gehalten, daß er nicht wagte, mehr als ein Drittel seiner Truppen auf den Kriegsschauplatz zu werfen, wo er, mit Oesterreich-Ungarn, während des ganzen Jahres 1915 die Entscheidung suchte. Da er, mit drei Vierteln der besten Mannschaft, im Westen nicht erlangen konnte, was er wollte, da im vorigen Herbst seine 1136 Bataillone beinahe überrannt worden wären, ist der Glaube berechtigt, daß Deutschland nicht ungestraft seine Kräfte zersplittern und zu gleicher Zeit vielen Hasen nachjagen könnte. Was es heute hat, ist nicht mehr so leistungsfähig, wie die sechs Armeen waren, die (20 aktive Korps und 10^{1/2} Erster Ersatzklasse) im August 1914 in Luxemburg und Belgien einmarschirten.“ Abwarten. Die Feinde ähneln nicht Hasen, unsere Krieger nicht müden Jägern. Ob in der Rechnung wenigstens die Ziffern richtig sind, wird sich zeigen. Soll vor der großen Offensive („auf allen Fronten zu gleicher Zeit“) nun etwa die deutsche, in West, beginnen? Das wäre Niedertracht!

„Will der deutsche Generalstab auf unserer Front den Hauptschlag versuchen, der ihm das Schicksal unterjochen könnte? Möglich; sogar wahrscheinlich. Trotz den gewaltigen Mörderleistungen seiner Heere, die noch zuletzt weite Strecken des Balkanlandes in Blut und Feuer tauchten, hat er wohl den Eindruck, daß er dem Sieg und dem Frieden in achtzehn Monaten nicht um einen Schritt näher gekommen ist. Mit arg geschmälernten Geld- und Wehrmit-

tehn muß er auf die Ausführung der weitblickenden Pläne gegen Egypten, Mesopotamien, Indien verzichten; und will nun wohl den Bruch der Hauptfront versuchen, die seinem ersten Ansturm widerstand. Die Februarangriffe der Deutschen haben diese Absicht mehr und mehr entschleiern. Wo wollen sie, mit ganzem Aufgebot ihrer Kraft, das große Loch graben? Gewiß recht nah bei der Hauptstadt, die sie mächtig anzieht und in die sie doch niemals einziehen werden. Und wenn sie uns nur entnerven und in eine Falle locken wollen? Wir lassen uns nicht fangen; sind überall wachsam, werden nicht nervös und begnügen uns fürs Erste, jeden Schlag mit einem Rückschlag zu vergelten.“ (L'Humanité.) „Ich glaubte, der nächste deutsche Hauptschlag werde, um die Rumänen einzuschüchtern, sich gegen die russischen Linien in Bessarabien richten; jetzt frage ich mich, ob er nicht uns treffen soll. Wichtig wird er sein. Deutschland hat das Genie, hat auch noch die Kraft zu ‚Kolossalem‘. Dennoch braucht unseren Haarigen nicht besonders bang zu werden. Gefährlicher als das Stickgas, vor dem die Maske schützt und dessen Anwendung schwierig ist, sind die Stahlgewitter der Schwere Geschütze. Die aber haben wir heute in eben solcher Menge und Leistungsfähigkeit wie der Feind. Zweifelt der Infanterist an der Fülle unseres Geschossvorrathes: der Kamerad von der Artillerie wird ihn beruhigen. Im August 1914 hatten die Deutschen auf unserer Front die Mehrheit. Die kommt nicht wieder. Unser Generalstab, dem man nachsagen muß, daß er die Eisenbahnen leidlich ausnützt, kann auf jedem Frontpunkt der feindlichen Kopfzahl mindestens die selbe entgegenstellen. Und (der dümmste Haarige weiß es) ein modernes Heer kann, in Gräben, hinter Stacheldraht, wenns nicht den Kopf verliert, einen ums Dreifache stärkeren Feind abwehren: unser Sieg am Yser hats bewiesen. Trogen unsere Leute dem Stoß, dann (die Vorstellung muß ihnen Muth in den Bauch pumpen) wird Rumänien die deutsche Hoffnung enttäuschen und ohne noch längeres Zaudern uns seine siebenhunderttausend Bayonettes bringen. Jeder Haarige bedenke, was die Boches in Belgien, Serbien, Russisch-Polen, in unseren Departements gethan, wie oft sie wehrlose Handelsschiffe versenkt und in offene Städte Bomben geworfen haben. Jeder wird dann in die rechte Wuth gerathen. Das Herz unserer Mannschaft, deren Mehrheit aus sozialistischen Republikanern besteht, haßt die Hohenzollern und die Habsburger, gegen die ihre Ahnen in der Zeit der Re-

volution zwanzig Jahre lang kämpfen mußten. Damals war zermalmender Sieg nicht zu erstreben. Jetzt naht die Rache. Siegen wir Verbündete, dann stürzen die zwei rückständigen Militärmonarchien, die höchsten und festesten Schranken, die den Weg in Volksherrschaft und in die Vereinigten Staaten von Europa sperren. Wenn der deutsche Sturm aufbraust, muß jeder Mann sich sagen, daß er die Kraft für ein revolutionäres Werk einsetzt: dann wird's ihm an Muth nicht fehlen. Die deutsche Offensive brächte uns unüberschätzbaren Vortheil: die Möglichkeit, uns in verschanzter Stellung zu vertheidigen. Diese Wendung wäre so schön, uns so günstig, daß man kaum dran zuglauben wagt! (Herr Hervé in seiner Zeitung, die nun La Victoire heißt.) Liegt's in mir? Meinem Ohr klingt das Wortgedröhn hohl; wie Wirbel auf einem vielfach geflickten Trommelfell. Der poilu soll nicht zagen, nicht vor dem Stickgas zittern, auf die Geschosshäusen der Artillerie blicken, sich Muth in den Bauch pumpen, der deutschen „Gräuel“ und der Dantonistenkriege gedenken, für die Sache der Revolution sechten und froh sein, daß Brustwehr und Draht ihn decken. Solche Einspritzung war im Herbst noch nicht nöthig. Da lasen wir: „Die Leute knirschen, weil sie auf Vertheidigung beschränkt sind, und harren ungeduldig des Befehles zu Angriff und Sturm.“ Sind sie seitdem weich geworden? Sind ihre Nerven verbraucht? Genosse Hervé weiß, was nöthig ist. Herr Poincaré, der vor seinen Frontfahrten den Helm aufstülpt, wird kaum noch gegrüßt. Generalissime Joffre: ein Jahr lang Abgott, jetzt der Zauberer, der immer zu lange gewartet und, in der Champagne und im Artois, den gräßlich theuer bezahlten Angriffserfolg nicht auszunützen vermocht hat. Die Helden-schaar der Haarigen schon ernster Predigt und scharfer Nerven-douche bedürftig. Irgendwas hat sich in Frankreich verändert.

„Nach dem Erwachen aus langwierigem Wahn nahm Frankreich, am dritten August 1914, mit großartigem Muth sein Schicksal auf sich. Aus der Tiefe der Volkheit hob sich eine Woge heldischen Wollens und trug den Geist der Nation auf ungeahnte Höhe. Der Sturm-lauf des Einbrechers wurde abgeschlagen. Die wunder-volle Energie eines Volkes, das leben will, ersetzte für eine Weile, was fehlte: Waffen, Organisation, Vorbereitung. Was ist aus dem Muth, der Bereitschaft zu Ent-sagung und Opfer, aus der Geduld dieses herrlichen Volkes geworden, das in Leid und Blutverlust doch Hoffnung und Glauben wahr? Weh uns! Die Monde gingen

und die Behörden, die Hohen Stäbe fielen in alte Gewohnheit zurück. Das eintönige Geräusch der Kanonen hat sie eingeschlafert. Die Angst, die nothwendige, gesunde Angst der ersten Tage ist gewichen. Der Krieg wirkt auf diese Schicht nicht mehr als eine Krisis, ein grausam schmerzender Kampf; er ist ein Dauerleiden geworden, an das man sich schließlich gewöhnt. In der Nation glüht noch Begeisterung und Drang zu kräftigster Leistung. Die Nation braucht Führer, Befehl, Regierung: und hat das Gefühl, daß ihr all Das fehlt. Tage, Wochen, Monate gehen hin. Die uns voranschreiten, scheinen nicht zu ahnen, wie entsetzlich theuer uns die Zeit wird; von dem Fieberbrand, der in Thätigkeit treibt, ist in ihnen nichts zu spüren. Noch im neunzehnten Kriegsmonat ist in den wichtigsten Werkstätten nicht die Nacharbeit ermöglicht, die der Artillerie das Doppelte liefern würde. Die Vorarbeiter und Techniker, ohne die große Arbeiterschaaren nicht dem Zweck gemäß einzurahmen sind, harren im Feld noch immer der Heimberufung. Im ganzen Land ist nicht ein Mann, dessen Geltung weit genug reicht, um allen Verwaltungszwist zu enden und Jeden dahin zu stellen, wo er dem Vaterland nützlich dienen kann! Man hofft, die Zeit werde die Feinde aufreiben, weist auf die Erschöpfung Deutschlands und scheint zu erwarten, es werde, von Hunger und Elend entmuthigt, plötzlich zusammenbrechen. Gefährlicher Wahn! Deutschland wird zwar schwächer, spart aber schon seine Kräfte und kann, wie Oberst Kepington erwiesen hat, die Stunde seines Todeskampfes in unerblickbare Ferne hinauszögern, wenn wir Verbündete ihm nicht neue schmerzhaftes Opfer aufzwingen. Nur Kriegsmittel können den Krieg enden. Unsere Behörden und Hohen Stäbe müssen die Schlassucht abschütteln, wach bleiben und sich mit dem starken Geist, dem lodernden Willen des Krieges erfüllen. Wir warten: die Feinde handeln. Wir sind noch bei den Berichten, Notizen, Erörterungen, Reden: die Feinde schlagen. Wer bei uns irgendwelches Ansehen hat, blase den Staub der Altensitze und träger Berufsgewöhnung hinweg! Vor dem Auge seines Geistes siehe in jeder Stunde das grause Bild der Wirklichkeit von gestern und heute: der rothe Einbruch, die Schandthat des wilden Feindes, dessen plumper Stiefel unsere Brüder tritt, die Dulderleistung unserer Helden, Schmerz und Trauer eines bewundernswürdigen Volkes. Er male sich aus, was wir morgen zu leiden hätten, wenn Unglückszufall den Deutschen in Triumph

hülfe. Von heute an muß der Krieg unser einziger Gedanke, der Sieg unser einziges Ziel sein. Alltäglich fallen Franzosen. Alltäglich schwillt die Opfergabe der Nation. Statt zu sagen, die Zeit arbeite für uns, müssen wir arbeiten, um die Dauer der schrecklichen Prüfung zu kürzen. Noch ist Frankreich eine ungeheure Schreibstube; es muß Werkstatt, Laboratorium, Fabrik werden. Feuer-eifer muß die That vorbereiten, die Entscheidung bringt. Das Ende kann nur Sieg sein. Allzu lange haben wir uns begnügt, ihn zu hoffen; ihn zu wollen und zu erzwingen, ist nun unsere Pflicht.“ Das auszusprechen, dünkte, noch in der dritten Februarwoche, den Senator Humbert, den Leiter des Journal, nöthig. Reihet seine Mahnung an die der Herren Vérenger und Hervé: und Ihr werdet merken, daß Frankreichs Stimmung sich dunkler gefärbt hat.

Herr Humbert, der Offizier, dann Berichterstatter des Wehrausschusses war und in der Morgendämmerung des Schicksalsjahres 1914 laut vor dem Trugbild lückenloser Bereitschaft zum Krieg warnte, höbe seufzend wohl die Schultern, wenn Polybios-Reinach ihn mit der Mär von wuchtiger Offensive auf allen Fronten einzulullen versuchte. Dem Britenheer fehlt, oben und unten, die Führung; die Generalstabschule, die sich nicht in Hast nachholen läßt. Italien ist schon zufrieden, wenn es die schmalen Landstücke, die Ströme seines besten Blutes ihm erobert haben, bewahren, Libyen halten, in Valona noch schüchtern Hoheitszeichen hissen kann. In Rußland ist noch nicht einmal die Hälfte der eingezogenen Ersatzmannschaft bewaffnet. Erzerum's Fall ist ein wichtiger Erfolg; der aber aus der Gesellschaft und dem Reichsrath nicht die Furcht jäten wird, daß neue Heer werde in seiner Heimath unentbehrlich sein, wenn übermorgen ein Pugatschew die Aldersmenscheit zum Kampf gegen die Städter aufruft.

Feralien.

Herr Briand sagt, das Ergebnis seiner Reise nach Rom habe ihn durchaus befriedigt. Kann er anders? Er will den Mitbürgern die Zeit kürzen, bis von irgendeinem Kriegsschauplatz endlich gute Kunde kommt. Deshalb: neurömisches Weihfest, Kriegsrath (der Vier oder Fünf) und Kränzchen der aus den Parlamenten nach Paris Abgeordneten. Der Mann ist zu klug, um zu glauben, der Schwaz von gesicherter Eintracht, von dem Willen zu Gemeinschaft des Handelns könne jetzt, im neunzehnten Monat,

noch wirken. Fehlt heute, anderthalb Jahre nach dem londoner Septembervertrag, der Kriegsführung noch die Einheit, dann zaubern gebunsene Worte sie nicht herbei. Das weiß der zweite Archon Aristides. Auch, daß er den Ruf an ein Unternehmen hingegeben hat, daß nach Menschenvorausicht niemals Zins tragen kann? Selbst wenn ihm Himmelsgunst lächelte: niemals. Der frechste Montmartrespaz traut den Deutschen zu, daß sie jede Stellung, in Frankreich und Belgien, ungemein stark befestigt haben und Mannschaft, Geschütz, Munition nirgends fehlt. Daß sie nicht schlecht geführt werden, ist aus Erfahrung bewiesen worden. Geschätze das Unwahrscheinliche, würden ihre Linien, alle, durchbrochen, wäre ein Psittaleia größten Umfanges zu buchen: der Friede, den Herr Briand verheißen hat, läge noch immer in Nebelferne. Einer, der Elsaß-Lothringen den Franzosen glebt, wäre nur dem in Todespein röchelnden Deutschland abzupressen; und würde dem ins Leben zurückkehrenden Reich Waffenstillstand. Nach fünf oder nach zwanzig Jahren finge der Krieg wieder an. Hofft ein Nüchternner, daß Reich so zu schwächen, daß es von allen Fronten weichen, alleß eroberte Land räumen, sich dem Schwert des Feindes ergeben muß? Unter elf Monden ist diesem Feind nichts Großes, nicht einmal Strahlendes mehr gelungen; und was er an Werkzeuggewinn, hat er an Zuversicht und Nervenkraft verloren. Ein Stärkerer dürfte nicht träumen, hundertundzehn Millionen in Willenseinheit aufgerechter Menschen seien wie ein Müdenschwarm zu verscheuchen. Zweiter Fall: der deutsche Vorstoß sprengt Steingurt und Männermauern, drängt bis an die Seine vor, trennt die Briten von den Franzosen, umfaßt, in der Mitte oder an einem Ende der langen Front, und entwaffnet eine Armee. Den Verlust der Industriebezirke und seiner rüstigsten Mannheit trägt Frankreich mit einer Würde und heldischen Fassung, die ihm auch im Haus der geschmähten Boches andächtige Bewunderung wirkt. Könnte es sich aber in noch härterer Blagenbannung halten? Ohne Festungpanzer und Hauptstadt, zunächst an der Garonne, weiterleben? Daß ein in Noyon und Saint-Quentin hausendes Heer Paris nimmt, dünkt Unbefangene doch wohl eher möglich als ein Wunder, daß hundertmal bewährte, mit der modernsten Wehr gerüstete Krieger vom Aisne bis an den Rhein jagt. Auch der deutsche Sieg würde theuer; seine unerfesslichen Kosten erzwingen unbarmherzige Schröpfung des Feindes. Saig-

ner à blanc: andere Losung würde, vor so dichter Gräberreihe, der Volkswille nicht dulden. Erst dann würde er ein saftiges Stück vom Leib Frankreichs fordern; obendrein die Entfestigung der Ostgrenze und Tribut, den Besatzung sichert. Das Reich der Louis, Richelieu, Bonaparte glitt aus dem Rang der Großmächte. Dritter Fall: Remis; keine klare Entscheidung. Frankreich erhält verheerte Provinzen, ohne Helmstatt und Humus, zurück, die eines Menschenalters Arbeit nicht wiederherzustellen vermag. Der Aufwand für Krieg, Krüppel, Witwen, Waisen, Aufbau wird ihm nicht ersetzt (bis an das Jahresende stieg er in die hundertste Milliarde). Freundschaft und Feindschaft bürdet ihm neue Rüstung auf. Mutter und Kolonien versprechen: weil Mannheit und Geld, Zeuger und Arbeiter fehlen. Aus den Schächten des Volksgrößen brächen Feuerströme in das Blutmeer, das den Nachbar vom Nachbar trennt; und für Neonen auch trennen soll. Ueber Leichengebirt und Wohlstandsgrüste führt nirgend ein Steg in Versöhnung.

Noch wäre einer zu zimmern. Frankreich hat sich vor der Welt entpugt. Des Verfalles, der Entartung wird es morgen ein Ernster nicht zeihen. Reinigung war ihm der Krieg; grause Sühne von großer Sünde. Daß es sein Volk stolz neben jedes andere stellen, seiner Männer und Frauen unter jeder Sonne sich rühmen darf, dankt es den Schrecken und Wundern des Krieges. Was vermag er ihm noch zu gewähren? Ruhe und Sicherheit. Innen: wenn ers der Jagd nach unwiederbringlich Verlorenem entsagen lehrt. Außen: nicht das magerste Rippenstück wird Hier je noch von ihm begehren. Doch jeder andere Kriegsvertrag wäre Leihgeld, für das furchtbar hoher Zins geheischt würde. Ein starker Staatsmann ließe die Gelegenheit, Frankreich und Europa, Frankreich für Europa zu retten, nicht ungenützt zerrinnen. Von des Genius Gnade wäre ihm offenbart, daß ein unerschöpftes Volk nicht für Irrthum verbluten darf und daß Vertrag, der Selbstmord bedingt, unsittlich ist. In kühler Verstandes suchtspröffe ihm die Erkenntniß, daß Deutschland würdigen Frieden mit Frankreich erlangen oder ihm das Blut dünnen, Entscheidungsaufschub aber um jeden Preis meiden muß. Diesseits und jenseits von den Vogesen war Schuld und Sühne. Nur die Versöhnung der Ueberlebenden trüge in Frankreichs ungeheures Grabgewölb den Trostruf: Der Athem Curer Heldenthat hat die Dünste verweht, den Himmel entwölkt, aus Hotels eine Helmath erschaffen.

Christliche Wissenschaft.

Am elften Dezember 1915 ist hier Katharina Weber für die Christliche Wissenschaft mit Worten eingetreten, wie sie Gläubige finden, wenn sie ihre tiefste Ueberzeugung vertheidigen müssen. Heute sei einem Laien erlaubt, einige Andeutungen aufzuzeichnen darüber, wie sich die Heilthätigkeit der Scientisten in der Anschauung eines (wenn auch nicht Ungläubigen, so doch) Andersgläubigen darstellt, wie sich ein Laie die unleugbaren Erfolge der scientistischen Heilthätigkeit zu erklären sucht.

In dem merkwürdigen Prozeß, den die Offizielle Wissenschaft der Christlichen vor Kurzem gemacht hat, gab es zwei Momente, auf denen, wie auf zwei starken Säulen, das ganze Gewölbe dieses Rechtsstreites ruhte. Eine Zeugin schilderte, wie im Salon einer Schauspielerin drei Menschen beisammen saßen, jeder mit einem anderen Gebrechen behaftet; in der Ecke aber saß die Scientistin, den Kopf auf die Hand gestützt, und „arbeitete“ an der Heilung der Drei. Am folgenden Verhandlungstag traten dann nach einander ein Praktischer Arzt, eine Scientistin und ein Kaplan vor und bezeugten, daß eine andere Schauspielerin in ihrer Noth an einem Tag allen Dreien das vollste Vertrauen bekundet habe. Diese beiden Momente enthüllten die Psychologie des leidenden Menschen: einen immerhin wichtigen Faktor, der in dem Prozeß in auffallender Weise, besonders in den Aussagen der Vertreter Offizieller Wissenschaft, vernachlässigt wurde.

Wer jemals mit Kranken zu thun hatte, weiß, wie plötzlich, sprunghaft und inkonsequent sie ihren Ärzten und den Personen ihrer Umgebung das Vertrauen entziehen, wieder zuwenden und wieder entziehen. Er weiß auch, daß schon dieser Vorgang eine merkbare Erleichterung im Zustand des Kranken herbeizurufen pflegt. Was ist nun die Ursache dieser Erleichterung? Der Patient hat eine Hoffnung gesetzt. Diese Hoffnung ist etwas Kostbares; mit ihr muß man äußerst vorsichtig umgehen; wäre sie noch so thöricht und sinnlos, es wäre grausam, aber auch gefährlich, dem Menschen, der da leidet, seine Hoffnung zu rauben.

In solchem Augenblick der neuerwachenden Zuversicht fühlt der Leidende intensiver Das in sich wirken, was wir Seele nennen. Die Seele hat Speise erhalten, Vertrauen hat ihre Kräfte genährt: der Erfolg ist eine Erhöhung des Lebensgeföhles und der Lebensfunktionen. Der Zustand des Leidenden läßt eine vollständige Veränderung des Krankheitsbildes erkennen: die Athmung wird fester, ruhiger, tiefer und rhythmisch, der Blutkreislauf reger, Hemmungserscheinungen mancher Art, Krampf und Gebrechen ver-

schwinden, Wunden schließen sich schneller (weil die Säfte besser werden). In der Hauptsache wirkt die Hoffnung, das Vertrauen auf die Funktion des Athmens in erhöhter Weise.

Giebt es denn Etwas, das für unser Leben wichtiger ist als das Athemholen und das Athementladen? Und dennoch: wie haben wir das Athmen vernachlässigt! Es giebt Lehrer und Lehrerinnen, die uns wieder beibringen müssen, wie wir vernünftig zu athmen haben. Dabei giebt es kein bewährteres Heilmittel gegen die Mehrzahl der Krankheiten als das Athmen.

Unsichere, verschüchterte, misstrauische Menschen werden an sich bemerkt haben, wie ihr Athem stockt, kurz wird, wie er wiederum tief, beseligend ruhig werden kann, je nach dem Menschen, dem sie gegenüberstehen, je nach der Antipathie oder der Sympathie, der Beängstigung oder dem Vertrauen, das ihnen das Wesen des Anderen einflößt.

Die Scientisten haben sich die uralte Weisheit der Inder, in deren Sprache das Heilige Wort „Om“ Odem bedeutet, nutzbar gemacht. Dem Leidenden mag unbewußt bleiben, daß im Zustand des ruhigen Vertrauens oder des innigen Glaubens an Gottheit die Seele sich in voller Freiheit über alle hemmenden und bedrückenden Gedanken erhebt und der Körper dann diesem Aufschwung folgen muß: was sich zuerst und deutlich in einer mystisch-naturgemäßen Regelung der Athmungsthätigkeit offenbart.

Aus der Aussage eines Entlastungszeugen ging hervor, wie schon die Beschäftigung mit den Ideen der Hilfe verheißenden Gottesmacht für Augenblicke eine überraschend günstige Wirkung hervorrufen kann. Es war ergreifend, anzuhören, wie der Zeuge das Hernieder sinken des lange ersehnten Schlafes über die Lider schilderte: als habe Gott selbst ihm mit sachtem, mitleidigen Finger die Augen geschlossen. Die Athmung war es, die unter dem Einfluß des von Gott beherrschten Gedankens sich ihr Recht in dem leidenden Körper verschaffte und ihn belohnte.

Der Scientismus ist ein Ergebnis der Energie-Ausbildung im Leben des Amerikaners von heute. Wie in allen anderen modernen, praktischen und sittlich-religiösen Lehren, die Amerika gebiert, wird den Schülern der Science eine außergewöhnliche Willensballung (Konzentration) auferlegt und der abgründige Zielpunkt, auf den alle Kräfte dieses gesammelten Willens hinstreben müssen, ist der Glaube an die Kraft des göttlichen Gedankens. Durch die gläubige Versenkung in einen Ausspruch Christi, der dem Vertrauenden Heilung von körperlichem Unge- mach verheißt, entwickelt der Adept in sich Kräfte, wie der Hypnotiseur und der Nervenarzt sie schon frei gebrauchen darf, weil

die Offizielle Wissenschaft diese Kräfte schon anerkannt hat. Der Leidende, für den der Scientist arbeitet, fühlt eine Strömung in sich eingehehen, die in ihm gleichsam den Willen zur Gesundung auf übernatürliche Weise zu stärken scheint. Eine der Angeklagten sprach das Wort aus, manche Krankheit werde von Anfang an dadurch vernachlässigt und verschlimmert, daß der Arzt nicht genug an die Seele des Kranken denke. Die Science will das Versäumte aus eigener Machtvollkommenheit nachholen. Man fragt sich: Weshalb geht denn der Leidende nicht zum Seelsorger, um sich die Ruhe in Gott und die Heilung durch Gott zu holen? In diesem Fall gäbe es sicherlich keine Konflikte mit dem Staatsanwalt. Die Scientisten behaupten nun, die Kirche habe sich von der durch Jesus begründeten Heilthätigkeit zurückgezogen. Sie werfen damit der Kirche Aehnliches vor wie der ärztlichen Wissenschaft, die zu wenig an die Seele des Kranken denke.

Welche Menschenart ist es nun, die sich den Scientisten zuwendet, um Hilfe und Genesung zu finden? Die es von den Priestern und von den Ärzten fort gelüftet, zu denen hin, deren Bezirk, wie die Offizielle Wissenschaft und zugleich mit ihr der Staatsanwalt meint, dem Kurpfuscherthum so nahe zu liegen scheint? Das Urtheil einer Gerichtsinstanz sagt, daß es eine Menschenorte ist, die zu ihrem eigenen Heil geschützt werden muß, mindestens zum Heil ihrer „Materie“, deren Herrschaft über den Geist ja die Scientisten leugnen. Man darf diese Menschen aber eben so wenig zu den Durchschnittskunden von Schäfern und Kartenlegerinnen zählen, wie man den Scientismus in Bausch und Bogen aus dem Gebiet des menschlichen Erkenntnißdranges hinaus weisen kann. In ihm ist eine hygienisch wichtige Erkenntniß enthalten, die mit einer seelischen wirksam zusammen arbeitet. Die Macht des Scientismus, zumal über leidende und ungefestigte Gemüther, beruht darauf, daß er zwei Tendenzen zu vereinen sucht: die des Arztes und die des Seelsorgers. Wollte die Kirche und wollte die Offizielle Wissenschaft sich mit der verhehnten Nebenbuhlerin gründlicher vertraut machen: Beide fänden in ihr Elemente, durch die sie bereichert würden. Eine Lehre, die Millionen Menschen eine Hoffnung gegeben hat, Zehntausenden Gesundung bringen konnte, darf nicht ungehört verdammt, kann auch nicht zu Fall gebracht werden. Wir Menschen haben in dieser Zeit, die so Manches auf den Kopf stellt, der Hoffnungen nicht gar zu viele. Keine soll man der Menschheit nehmen, ehe man ihr eine bessere, würdigere geben kann.

Arthur Höltscher.

Die Judenfrage in Polen.*)

Das schwierigste Problem, vor das ein von Rußland befreites Polen, einerlei, wie sein politisches Schicksal im Einzelnen sich gestalten möge, sich gestellt sehen wird, heißt: die Judenfrage. Sie ist das tragische Erbe, das die Russenherrschaft dem Lande gelassen hat. Nicht so, daß die Russen sie schlechthin geschaffen hätten. Die Ursprünge der polnischen Judenfrage reichen um ein halbes Jahrtausend zurück. Als man im vierzehnten Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich, dem Beispiel Frankreichs und Englands folgend, in einzelnen Territorien die Juden auszutreiben begann und die Verscheuchten sich nun ostwärts wandten, nach Polen, wo, im entvölkerten Land, ihre Glaubensgenossen sich einer gewissen Freiheit erfreuten, ward ihr der Grundstoß gelegt. Sie brachten aus ihrer deutschen Heimath die Sprache mit, die sie im Lauf der Jahrhunderte durch Uebernahme hebräischer Worte und von Bestandtheilen der sie umgebenden Mundarten zum Jargon abwandelten. Aus ihren morgenländischen Ursitzen die angestammte Kinderfreudigkeit, die die Stätten ihrer neuen Siedlungen nach und nach zur „östlichen Völkerwiege“ machten. Sie waren fruchtbar und mehrten sich, und als die Gunst der Stunde es ihnen gestattete, strömten sie über die Grenzen der Republik Polens hinaus und erfüllten mit ihrem Gewimmel auch das Moskowitereich. Aber auch im Bosenschen, mehr noch in Galizien und Rumänien (da schon in Formen, die in manchem Stück an die Dinge in den ehemaligen Weichselgouvernements anklingen), wohnt schließlich die Judenheit in dichtem Hauf. Was der Judenfrage in Kongresspolen ihre verhängnißvolle, ihre, wie ich befürchte, schier hoffnungslose Gestalt gab, war großrussisches Werk. Und so kann man mit Recht sagen: die Judenfrage als das düsterste Problem polnischer Zukunft ist von der russischen Regierung, genauer: der russischen Regierung der letzten Jahrzehnte, geschaffen worden.

Die Russen zerstörten das Land nicht physisch, ließen die Grenzmarken nicht mehr ungerodet, den Acker nicht unbedaut: schon mit der moralischen Wüstenei glaubten sie ihrem Ziel nah zu kommen. Zu dem Ende wurde auf das Baltikum der Abschäum des russischen Tschinownikthumes losgelassen; in Polen aber that man noch ein Uebriges dazu: man trieb in der „Ansiedlungzone“ die Judenschaft von ganz Rußland zusammen. Die Ansiedlungzone umfaßte die Westgouvernements, also die ehemals zur Republik Polen gehörigen Gebietstheile, und reichte in ihren Ausläufern bis nach Odessa. Nur wer die „Erste Gilde“ zahlte (Das heißt: Großkaufmann oder millionenschwerer Fabrikant war) oder wer über einen akademischen Grad verfügte, durfte sich seinen Wohnsitz nach Belieben wählen. Natur-

*) Bruchstücke aus dem farbigen, in deutscher Probeit geschaffenen Büchlein „Im besetzten Polen“, das Herr Dr. Bahr bei Karl Curtius in Berlin erscheinen läßt.

lich haben trotzdem über das weite Reich verstreut Hunderttausende und Millionen von Juden gewohnt, die weder studirt hatten noch Kaufleute Erster Gilde waren. Aber sie siedelten dann eben zu Unrecht da und hatten für dieses Unrecht dem jeweiligen russischen Gebietiger, in der Regel ihrer mehreren, regelmäßige Abgaben zu entrichten, die bei besonderem Bedarf der mehr oder weniger hohen Herren noch durch außergewöhnliche „Schätzungen“ unterbrochen wurden. Wobei es bei Abgaben und Schätzung nicht immer blieb.

Dennoch erwarben die Aermsten mit Alledem sich keinen rechtswirksamen Anspruch auf ihren Wohnsitz, und sobald es den Gewalthabern beliebte, konnten sie von Haus und Hof vertrieben werden, Und es beliebte ihnen. Beliebte seit den neunziger Jahren, seit Herr Plehwe auf seine Art das Land der Rußen kurirte, ihnen in steigendem Maße. Von Zeit zu Zeit wurde das innere Rußland strichweise „judenrein“ gemacht; und von Zeit zu Zeit widmeten mit löblichem Eifer die Pogrome, das „Judenschlagen“, sich der nämlichen Aufgabe. Stets aber ergoß der Strom der Aufgesehenen und Vertriebenen sich dann in die Gebiete der Ansiedlungzone und half die Zahl und damit vielfach auch die Noth des dort gar nicht ausgewählten Volkes mehren. Denn selbst in dem ihnen zugewiesenen und vorbehaltenen Rayon durften die Juden sich nicht ansiedeln, wo es ihnen just behagte; auch hier blieb das flache Land zum Theil ihnen verschlossen. Das entsprach vielleicht oft ihren eigenen Wünschen und war, so lange die Juden sich nicht zum Ackerbau entschlossen, an sich eine nicht unrichtige sozial-ökonomische Maßregel. Aber es hatte doch die Folge, daß die Juden immer mehr in den Städten sich sammelten. Die polnischen Städte sind Judenstädte. Auch (wie sie jezt nun wieder heißt) die „Residenz Warschau“ macht in der Beziehung keine Ausnahme. Nicht nur, weil sich in allen diesen Städten bis auf den heutigen Tag Ghettos finden, die gar keinen Vergleich mit Dem aushalten, was man etwa in Amsterdam sehen kann; nicht einmal mit den Silbern, die früher, vor den großen Straßendurchbrüchen, die prager Altstadt bot. Das warschauer Ghetto hat in Westeuropa seinesgleichen höchstens im Ostend von London. Nur fehlt in Warschau der Zug der Wildheit, dem Weißchapel das Zuströmen aller verbrecherischen und asozialen Elemente der Fünfmillionenstadt aufprägt. Auch im warschauer Ghetto wohnen natürlich Feinde der Gesellschaft. Aber diese Feindschaft ist nach der ganzen Natur der östlichen Judenheit mehr passivisch. Sie richtet sich vielleicht gegen das Eigenthum, nie gegen das Leben des honetten Bürgers.

Aber auch außerhalb der eigentlichen Judenstadt begegnet man in Warschau dem Landsmann aus dem Osten auf Schritt und Tritt. Es fällt Einem dabei immer wieder ein, was Treitschke in seiner pointirten Redeweise über die „fatale Eigenschaft der östlichen Juden, sich zu verdoppeln und zu vervielfachen“ zu sagen pflegte. Sie sind immer unterwegs, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sie ziehen in ihrem langen Kaftan, auf dem Kopf die schmale, niedrige

Mühe, die sie selbst im Jargontheater nicht ablegen, über die Hauptstraßen. Sie stehen im eifrigen Gespräch Stunden lang auf dem Platz vor dem Jagellonenschloß und krauen sich nachdenklich die Ringellockchen, auf die wenigstens die Aelteren auch heute noch nicht verzichten. Sie halten Ausschau vor ihrer Ladenthür und weisen dem Fremdling, den sie schnell zu tagiren wissen, geradezu aufopfernd den Weg zum nächsten stammesgenössischen Antiquar, wofern sie im eigenen Kramladen nichts führen, was ihn reizen könnte. Und verliert man sich in eins der engen, winkligen Gäßchen der Altstadt, so findet man gewiß alsbald einen Menschenfreund an seiner Seite, der Einem, den Jargon mühsam ins Hochdeutsche umbiegend, verräth, daß er den Pfad zu schönen Mädchen wisse.

In den zehn Jahren, von 1900 bis 1910, hat sich die Zahl der Juden in Warschau um 50 000 Köpfe vermehrt. 1912 wohnten nach den Ausweisen des Magistrats neben 406 536 Katholiken und 17 346 Protestanten 297 977 Juden in Warschau. Das sind, genau gerechnet, 36,28 Prozent. Wie in der Residenz, steht es aber auch anderswo. In den Städten schwankt die Zahl der Juden heute noch zwischen 40 und 80 Prozent; auf dem flachen Land machen sie nur etwa 3 Prozent aus. Insgesamt kommen in dem ganzen Gebiet auf 12 Millionen Polen ungefähr 1 700 000 Juden. Das wären nach der Fählung von 1907 ungefähr 14 Prozent; nach neueren Schätzungen sollen es sogar 16 Prozent sein. Man muß sich gegenwärtig halten, daß in Oesterreich die Juden 4 Prozent der Bevölkerung betragen, bei uns im Deutschen Reich gar nur einen vom Hundert, um zunächst eine rein zahlenmäßige und mechanische Vorstellung von Dem zu gewinnen, was in Kongresspolen die Judenfrage bedeutet. Diese Prozentsätze wären schwer zu ertragen, weil sie naturgemäß die Verschmelzung und Verarbeitung der verschiedenen Elemente unendlich verlangsamten müssen, selbst wenn die Juden geneigt wären, in das sie umgebende Volk aufzugehen. Das aber lehnen große Theile von ihnen ab. Wohl giebt es auch im Zarthum Polen Juden, die nichts Anderes zu sein wünschen als Polen mosaischen Glaubens: die sogenannten Assimilatoren. Die Mehrzahl aber wünscht es nicht. Die steht vielmehr in den Reihen der Chassidim, die, alte starre Orthodoxie mit zionistischen Hoffnungen und Lehrsätzen mischend, ihre Rassenossen in völliger Abgeschlossenheit erhalten wollen, damit sie in einer früheren oder späteren Zukunft ein eigenes Volk im eigenen Lande darzustellen vermöchten. Als Ritt soll ihnen dabei das „Jiddische“, der Jargon, dienen. Das Jiddische und natürlich das Hebräische auch, in dessen Kenntniß als nahezu einziges Bildungsmittel in finsternen, mittelalterlich anmuthenden Schulen die Jugend schon im Knabenalter an der Hand des Talmuds eingeführt wird.

Neben den modernistischen Assimilatoren und den Fanatikern von der Schattirung der Chassidim siedelt in Kongresspolen noch eine dritte jüdische Schicht: die „Litwaken“. Der Name ist ihnen von den Chassidim gegeben worden und bezeichnet spöttlich die aus Litauen

Zugewanderten. In Wahrheit werden unter ihm aber nicht nur die aus Litauen und Westrußland, sondern überhaupt alle aus dem Innern des Reiches ins Land gekommenen Juden verstanden. Diese Juden aber fühlten sich als Russen und gaben sich als solche. Es ist ein psychologisches Räthsel ähnlich dem, das die russischen Sympathien eines Theiles der Polesenschaft aufgeben, wie jüdische Menschen ein inneres Verhältniß zum russischen Volk finden konnten. Das scheuchte sie von Ort zu Ort, entrechtete sie in Schule und Leben und ging mit einer gewissen Periodizität gegen sie zum blutigen Sturmangriff der Pogrome vor. Dennoch unterwarf es sich in steigendem Maße die jüdische Jugend, die es doch in hundert kränfenden und ränkesüchtigen Bestimmungen vom Abschluß ihrer Studien abhielt. In der Beschäftigung mit der schönen Literatur, die ja im absolutistischen Rußland eine politische Literatur gewesen ist, war diese jüngere jüdische Generation zum Vollrussenthum erwachsen. Sie haßte den russischen Zar und die russische Bureaucratie, aber sie fühlte sich eins mit den Parteien der Linken und glaubte allen Ernstes, mit Hilfe des russischen Liberalismus Freiheit sich und Leben erkämpfen zu können.

Es mag ein gut Theil Idealismus in der Bewegung stecken; aber wer einmal beobachtet hat (in Westeuropa am Besten in den Kurorten und Univeritäten der Schweiz), wie geräuschvoll und herausfordernd diese Leute ihr Russenthum zur Schau zu stellen pflegen, der wird sich unwillkürlich im Gegensatz zu ihnen gefühlt haben. An solchen Gegensätzen hat es denn auch in Polen nicht gefehlt. Den Einen warf man vor, daß sie Handlanger der Russifizierung seien, den Andern, den Chassidim, daß sie mit ihrem ins Weite schweifenden jüdischen Nationalismus der Vereinheitlichung der Bevölkerung wehrten. Und als sie dann gar bei den letzten Dumawahlen statt des polnischen Kandidaten dem Sozialdemokraten zum Mandat verhalfen, erwuchs ein bemerkenswerth reger Antisemitismus, der in einer umfassenden und durch die Jahre dauernden Bohnkottbewegung sich recht nachdrücklich auslebte.

Immerhin scheint mir da noch nicht die schwierigste Seite des Problems. Bedenklicher sind die Sorgen, die aus der wirthschaftlichen und sozialen Struktur der so gearbeteiten Judenthüm aufsteigen. Von polnischen Schriftstellern, die in der letzten Zeit die Frage mit begreiflichem Eifer erörtert haben, wird vielfach darauf hingewiesen, daß die Betheiligung des jüdischen Elements an den industriellen und Handelsunternehmungen gar nicht einmal so stark sei, daß sie in mancher Branche überhaupt kaum vorkämen. Ich vermag darin noch nicht die Möglichkeit eines tröstlichen Ausblicks zu erkennen. Gewiß: auf dem Gebiet der großen Unternehmungen ist der Jude eine verhältnißmäßig spärliche Erscheinung. Er lebt in der Hauptsache vom Klein- und Zwischenhandel; lebt in seiner weit überwiegenden Mehrheit davon, daß an einem wirthschaftlichen Vorgang, bei dem es bei uns vielleicht der Mitwirkung von vier oder fünf Personen bedarf, dort ihrer vierzehn bis siebzehn theilhaftig sind. All diese Leute üben

in Wahrheit wirthschaftlich überhaupt nicht nothwendige Funktionen aus. Das ganze Heer der Kalkfaktoren, der Schieber, Botengänger, Ausschorher, Kuppler stellt thatsächlich nur die Parasiten eines noch ungeordneten und unentwickelten Wirthschaftslebens dar und jeder Schritt auf der Bahn zur höheren Kultur muß ihnen den Nahrungsmittelspielraum mehr und mehr einengen, bis er sie eines Tages vollends unmöglich macht. Dagegen hilft nicht die Bedürfnislosigkeit der Bedauernswerthen, nicht die Gewöhnung an kleine und kleinste Gewinne, nicht einmal ihre Fähigkeit, wenns noththut, den Schmachtriemen noch enger zu schnallen. „Die Juden gehen an ihrer Zahl zu Grunde,“ meint ein polnischer Schriftsteller, der mir besonders scharf in die Tiefen des Problems gesehen zu haben scheint.

Der wirthschaftliche Entwicklungsprozeß, der die polnische Judenheit zermalmen muß, hat schon eingesetzt. Auch in Kongresspolen ist, wenn auch nicht in dem Maß wie bei uns in Posen, ein polnischer Mittelstand erwachsen; und auch dort beginnt das kooperative Genossenschaftswesen sich auszubreiten, das den parasitären Zwischenhandel erst bedrängt und dann beseitigt. Ob die Einführung der gesetzlichen Gleichberechtigung und der Freizügigkeit, die gewiß unerläßliche diesen Uebelstand bemeistern wird? Den besten Weg scheint mir der zuvor citirte Anonymus zu weisen, der in der Zeitschrift „Polen“ rief: „Man zwingt Rußland zur Aushebung seiner Judengesetze und die ganze ostjüdische Frage wird beantwortet sein.“ Sicherlich. Nur: hat dieser Weg nicht einige Aehnlichkeit mit dem bekannten Stoßgebet an die Adresse Sanct Florians: „Verschon' unser Haus, zünd' andere an?“

Dr. Richard Vahr.



Er lebte unter uns,
 Inmitten eines Stammes, der ihm fremd,
 Doch sollte keinen Haß uns jeine Seele.
 Wir tauschten unsre Hoffnungsträume aus
 Und unsre Lieder (die Begeisterung
 Ward ihm verliehn von oben; von der Höhe
 Sah er aus' Leben). Oft sprach er von Zeiten,
 Die sicher kommen müßten, wo die Völker
 Vergessen würden allen Zwist und Streit
 Als Glieder eines großen Bruderbundes.
 Begierig lauschten wir des Dichters Wort.
 Dann zog er westenwärts und unser Segen
 Gab das Geleit ihm; doch der stille Gast
 Ist jezt zu unserm grimmen Feind geworden!
 Dem wüßten Böbel zu gefallen, singt
 Er Haß in seinen Liedern: Fernher schallt
 Zu uns die Stimme des erzürnten Dichters...

Puschkin über Mickiewicz.

Grundstücktagen.

Die Noth der Haus- und Grundbesitzer ist schon vor dem Krieg vielfach erörtert worden. Die Geschäfte auf dem Grundstückmarkt waren (von einzelnen ganz großen Sachen, wie dem Verkauf des Tempelhofer Feldes, abgesehen) unbeträchtlich; Hypothekengelder nicht leicht zu haben; viele Wohnungen standen leer. In diesem Zustand fand der Krieg den größten Bezirk des deutschen Volksvormögens; 70 bis 80 Milliarden Mark sind in Grund und Boden angelegt. Manche Miete, mancher Hypothekenzins war nicht zu erlangen. Verordnungen des Bundesrathes wollten Schuldnern und Gläubigern helfen. Zahlungsfristen wurden gewährt; statt der Zwangsversteigerung kam oft die Zwangsverwaltung. Um deren Anwendung zu erleichtern, hat der Bundesrath das Verfahren von Kosten entlastet; seit Ende April 1915 kann die Verwaltung Personen übertragen werden, die zu dem Grundstück Beziehungen haben und deshalb keinen Entgelt fordern. Minderung der Kosten ist dem Schuldner auch durch eine Mai-Verordnung gebracht worden, die das Verfahren zur Erlangung einer Zahlungsfrist vereinfacht. Der Hypothekenschuldner, der eine fällige Hypotheken-, Grund- oder Rentenschuld nicht bezahlt, kann die Zwangsvollstreckung, jedesmal auf die Dauer von sechs Monaten, abwenden. Bei der Schwierigkeit, neue Hypothekendarlehen zu erlangen, ist die Verlängerung der alten Verträge eine Lebensfrage für den Hausbesitzer. Die Gläubiger sind geneigt, die Gelegenheit auszunützen, um ihre Ansprüche in die Höhe zu schrauben, müssen aber nachgeben, wenn der Schuldner (dessen Noth erwiesen sein muß) gegen die Gefahren, die aus dem Verfall der Hypothek drohen, geschützt ist.

Je länger der Krieg dauert, desto größer wird die Zahl der fälligen Hypotheken. Um nun im Geiste der Schutzvorschriften praktische Hilfe zu leisten, haben die meisten deutschen Hypothekenbanken beschlossen, die Hypotheken, die während des Krieges fällig oder kündbar werden, bis zum dreißigsten Juni 1918 zum Zinsfuß von höchstens 4½ Prozent, ohne jede besondere Gebühr, zu verlängern. Die Vereinbarung gilt nicht für Darlehen, die erst während des Krieges gegeben wurden; der Schutz, den die Nothverordnungen gewähren, gilt ja stets nur für Schuldverhältnisse, die vor dem ersten August 1914 entstanden sind. Der Beschluß der Hypothekeninstitute beweist, daß die Gläubiger nicht nur an die Ausbeutung des Schuldners denken, sondern sich mit einer Verzinsung begnügen, die unter der Herrschaft fünfprozentiger Reichsanleihe niedrig genannt werden kann. Im Bereich des Kapitals und der Behörden wird die Nothwendigkeit erkannt, die Zukunft des deutschen Grundbesitzes zu schützen. Könnte man die Vergangenheit, mit allen Ausschweifungen der Spekulation, aus der Welt schaffen, so wäre die Hilfe nicht schwierig (vielleicht gar nicht nöthig). Schwer aber ist, eine belastete Erbschaft zu regeln. Die preussische Regierung glaubt, die Aenderung der berühmten und berühmten Grundstücktagen werde

heßen. In Preußen sollen „Schätzungämter“ eingerichtet werden; Ämter, die zuständig sind für die Schätzung von Grundstücken innerhalb ihres Geschäftsbezirks. Privatleute werden natürlich nicht gezwungen, diese Ämter anzurufen; Sparkassen, kommunale Hypotheken- oder Pfandbriefanstalten, öffentliche Versicherungsinstitute, vielleicht auch die Hypothekenbanken und Versicherungsgesellschaften sollen dazu gezwungen werden: damit der Geist der neuen Tagen sich über alles erreichbare Gebiet des Hypothekenshandels ausbreite. Die „gewöhnheitmäßige Ueberschätzung der Grundstücke“ und die „ungesunde Grundstückspekulation“ soll aufhören. In der Begründung des Entwurfes werden die Folgen der Ueberspekulation des Bodens aufgezehrt. Sie reichen von der Vertheuerung des Baulandes bis zum Ueberangebot von Wohnungen. Die Krisen des Grundstückmarktes, die Noth der Baugeterbe und Handwerker, die Entwerthung der Zweiten Hypothek: all diese Nothe entstehen aus der falschen Schätzung des bebaubaren Bodens. Hundert Mittel haben Heilung erstrebt.

Der preußische Landwirtschaftsminister hatte schon im Dezember 1912 einen Gesetzentwurf über die Einrichtung öffentlicher Taxämter vorbereitet, der „demnächst“ zur Berathung kommen sollte. Er wurde vergessen. Kommt nun das Gesetz nicht zu spät? In der Begründung wird von den schädlichen Folgen der Grundstückspekulation gesprochen. Von den „Gebrauchstagen“, die sich dem einzelnen Fall anpassen, entweder der Beleihung (dann möglichst hoch) oder der Besteuerung (dann möglichst niedrig). Von der subjektiven Beurtheilung des Grundstückswerthes, die nicht nüchtern, sondern mit Zukunftsmöglichkeiten rechnet. Was die unzuverlässigen Schätzungen verschuldet haben, ist aber „eine fertige Sache“ geworden; ein gewaltiges Stück Kapital, das Pflichten und Zinsen trägt und sich mit ihnen gemeinsam in ein ganz bestimmtes Größenmaß eingestellt hat. Wenn wichtige Lebensbedingungen dieses deutschen Vermögenstheiles geändert werden, schrumpft er vielleicht ein. Hypotheken, die auf alien Schätzungen beruhen, schöpfen ihre Lebenskraft zunächst aus dem Werth des Grundstücks. Die persönliche Haftung des Schuldners kommt erst in zweiter Linie. Wo der Grundstückswerth überschätzt wurde, reicht die hypothekarische Belastung über den Dachfirst hinaus und der Schuldner hat Mühe, aus den Miethen die Zinsen und, wenn es gut geht, noch einen Ueberschuß herauszuholen. Der Ertrag ist bis zum letzten Rest eingetheilt. Nur die Steigerung der Miethen kann Luft schaffen; aber die Miether sind nicht immer geduldig und Wohnungen überall zu haben. Bleiben die Beziehungen zwischen Grundstück und Hypothek im Wesentlichen, wie sie sind, dann giebt es keine gewaltsame Störung alter Zusammenhänge. Werden aber neue Grundstückswerthe geschaffen, so ändern sich die Grundlagen der Hypotheken und die dingliche Haftung muß zum Theil durch die persönliche ersetzt werden. Ein Grundstück, dessen Tagwerth 300 000 Mark beträgt, ist mit 240 000 Mark belastet. Die Hypothek läuft ab und muß erneut werden. Inzwischen sind die

Schätzungämter entstanden und die neue Schätzung ergibt, daß das Grundstück nur 200 000 Mark werth ist, also eine Beleihung von höchstens 210 000 Mark verträgt. Der Hausbesitzer erhält nun 30 000 Mark weniger, als er zur Ablösung der alten Belastung braucht. Er muß den Fehlbetrag aus eigenen Mitteln ersetzen. Der vermögende Schuldner kann aushalten; der schwache verliert sein Grundstück, das in die Zwangsversteigerung kommt, weil der Hypothekengläubiger nicht befriedigt werden kann. Ueberwiegt die Zahl der schutzbedürftigen Grundbesitzer? Die Mehrheit würde diese Frage bejahen. Leicht erklärlich; denn die von dem neuen Gesetzentwurf bekämpfte Ueberbewertung des Bodens ist schuld an der überwiegenden Schwäche der Hausbesitzer. Sie selbst geben es zu, da sie vor zu schneller Aenderung der alten Schätzungen warnen. Und der Krieg hat, wie die erwähnten Nothverordnungen zeigen, das Schutzbedürfniß der Hypothekenschuldner gesteigert. Nüchterne Schätzung ist dennoch durchaus nothwendig.

Die Sünden, die gefälligen Taten zuzuschreiben sind, füllen ein dickes Kapitel. Man braucht nicht an grobe Verstöße zu denken. Die sind meist bestraft worden. Aber das ganze System ist ein Ergebnis seiner Zeit. Die Aenderung soll darin bestehen, daß jedes Einzelurtheil durch eine Plenarentscheidung ersetzt wird. Die Schätzungämter sollen aus vier Schätzern und einem Vorsteher zusammengesetzt sein. Ungeeignet zum Amt der Schätzung sind Alle, deren Gewerbe die Vermittelung von Grundstück- und Hypothekengeschäften ist; eben so Mitglieder des Vorstandes oder des Aufsichtsrathes von Grundstücksgesellschaften und Hypothekenbanken. Die Schätzer sind Kommunalbeamte, die für ihre Thätigkeit Gehalt beziehen. Sie dürfen an keiner Schätzung mitwirken, an der sie irgendein persönliches Interesse haben. Das reicht bis in die Seitenverwandtschaft. Jede Hemmung der Urtheilskraft soll vermieden werden. Und die Schätzer haben die Möglichkeit, einander zu kontrolliren. Die Taten brauchen nicht niedriger zu sein, als die alten waren. Denkbar ist, daß manche ältere Schätzung sogar übertroffen wird. Der Gesetzentwurf spricht nicht von Berufungen gegen Urtheile der Schätzungämter. Die Schätzungen sollen auch die gerichtlichen Taten ersetzen. Die Gegner des Gesetzes wenden ein, Werthurtheile seien immer subjektiv. Aber alle Grundstücksschätzungen beruhen ja auf einem einzigen Werthurtheil; würde es angezweifelt: wohin fänden die Hypotheken? Und was von der Auffassung des Einzelnen gilt, darf erst recht zu Gunst eines aus dem Vergleich mehrerer Ansichten gewonnenen Urtheils angeführt werden. Den Entwurf stützen also gewichtige Gründe. Die Beseitigung aller Phantasiwerthe ist aber nöthig, wenn man erreichen will, daß das Kapital dem Grundstüdmarkt wieder volles Vertrauen entgegenbringt. Die Rettung der Zweiten Hypothek ist nur möglich, wenn ihr Athemraum gewährt wird. Hypotheken dürfen nicht auf einander gepreßt werden wie Heringe in der Sonne. Wird die wichtige Sache überall sachlich behandelt, denn es ist zu hoffen, daß dem Gemeinwohl daraus Nutzen erwächst.

L a d o n.



Dankbare Liebesgabe!
Kriegsteilnehmer
finden sicher Nerven-
beruhigung durch
„Ohropax“.

Geräuschschützer

D. R. W. Z. 158 909
D. R. G. M. 520 908

welche den Gehörgang
gegen lästige Geräusche u. Lärm abschlie-
ßen; besonders anzuwenden während des
Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf
dem Krankstager, vor allem im Kriege,
Schachtel M. I., 7 Sch. M. 6.—. Zu haben
in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und
Gummigeschäften. Alleinhersteller Apoth.
Max Nögwer, Berlin 159 Bülowstr. 56.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., ungeschäd.
Ungezeferenschutz.
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 36 a.

In dem
hoffen Familien
erfolgt man Hallung
Ihrer
Woffissa
Zeitung
Berlin SW 68, Ullsteinfabrik

Deutsche Bierbrauerei Aktiengesellschaft.

Die auf 5% festgesetzte Dividende gelangt von heute ab mit
M 50.— außer an unseren Gesellschaftskassen in Berlin-Charlotten-
burg, Dresden und Radeberg
bei der Bank für Handel und Industrie in Berlin, Frankfurt a. M.,
Hannover und Straßburg i. E.,
bei der Nationalbank für Deutschland in Berlin,
bei dem Bankhause Hardy & Co., G. m. b. H. in Berlin,
bei dem Bankhause Gebr Arnold in Dresden,
bei der Bank für Brau-Industrie in Berlin und Dresden,
bei der Commerz- und Disconto-Bank in Berlin, Hamburg u. Hannover
zur Auszahlung.
Berlin, den 15. Februar 1916.

Der Vorstand.

Preussische Hypotheken-Aktiengesellschaft. In der am 17. Februar
stattgehabten Sitzung des Aufsichtsrats wurde der Jahresabschluss der
Bank vorgelegt. Es stellt sich der Reingewinn des Jahres 1915 nach Vor-
nahme einer Abschreibung auf Reichs-, Staats- und Kommunal-Anleihen
im Betrage von M. 200 000.— (i. B. M. 500 000) auf M. 5 466 828,17
(i. B. M. 5 650 079,83) einschl. des Gewinnvortrages von M. 1 338 652,48
(i. B. M. 1 176 083,95). Der Aufsichtsrat hat beschlossen, der auf den
16. März d. J. einzuberufenden Generalversammlung die Verteilung einer
Dividende von 5½% (i. B. 5½%) und die Vornahme von Rückstellungen
im Gesamtbetrage von M. 1 160 400,19 (i. B. M. 1 493 567,87) vorzuschlagen.
Der vorhandene Gewinnvortrag wird sich danach um M. 50 205,92 (i. B.
M. 162 568,53) auf M. 1 388 858,40 vermehren. Der Eingang der Hypo-
thekenzinsen war befriedigend. Von den im Bilanzjahr zu entrichtenden
Zinsen waren am 15. Januar d. J. nur noch M. 295 030,62 = 1,84 %
des Zinsensolls rückständig.

Steuerberatung. Unser Steuersystem ist so kompliziert, daß es
kein Laie beherrscht. Sachmännischer Rat ist daher für jeden Steuer-
pflichtigen unentbehrlich. Zuverlässigen Verstand in allen Steuerfällen
bietet das Steuerkontor G. m. b. H., Berlin SW 11, Großbeerenstr. 96,
welches unter sachmännischer Leitung nur steuertechnisch ausgebildete Kräfte
beschäftigt. Es erledigt alle Arbeiten steuerlicher Art; es sorgt, daß keine
Sermine veräußert werden, fertigt alle Erklärungen an, prüft die fest-
gesetzten Steuern und führt für den Steuerpflichtigen alle Rechtsmittel
durch. So schützt es den Steuerpflichtigen einerseits gegen Verschüßnisse
und Strafen, andererseits gegen zu hohe Steuerbelastung und beseitigt
die Unsicherheit und Nervosität, welche jeden mehr oder weniger in Damm
hält. Mit anderen Worten: das Steuerkontor denkt und handelt für den
Steuerpflichtigen, damit dieser sich ganz anderen Sachen zuwenden kann
in dem beruhigenden Bewußtsein, durch das Steuerkontor in allen Steuer-
dingen auf die denkbar beste und vorteilhafteste Weise vertreten zu sein.

Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

statt

Ladenpreis

Bismarck-Jahrbuch von Horst Kohl. Bd. I—VI. Halbfranzbände	M. 54,— für M. 25,—
Eduard Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Mit etwa 2500 hochinteressanten Abbildungen. 6 Originalbände	M. 165,— für M. 100,—
— Kulturleben der Straße. Mit vielen Ab- bildungen	M. 10,— für M. 4,50
— Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit. Illustr. 2 Bände u. Ergän- zungsband	M. 70,— für M. 55,—
Meyers Großes Konversationslexikon. 6. Aufl. 21 Originalhalbfranzbände. Tadellos	M. 210,— für M. 145,—
Helmoltz Weltgeschichte. II. Aufl. 9 Original- halbfranzbände	M. 112,50 für M. 60,—
Schwarz-Weiss. Ein Buch der zeichnenden Kunst, herausgeg. vom Verbands deutscher Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio. O. Lbd.	M. 4,— für M. 2,—
Kürschner, Josef, Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gäue. Mit 1273 Abbildungen.	M. 12,— für M. 7,50
Kretschmer, Alb., Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert origi- nellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutsch- lands, nebst erläuterndem Text	M. 75,— für M. 15,—
Klassischer Bilderschatz. Verlag Bruckmann A.-G. München. Bd. 5—12. Originalbd.	M. 15,— für M. 8,— 8 Bde. M. 120,— für M. 60,—

Die Handzeichnungen der Albertina.

1440 Bl. in 12 Ledermappen.

Komplett statt M. 600,— für **M. 350,—**.

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme
oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag

Leipzig, Königstr. 23.

**Einkauf von wertvollen Werken zu guten Preisen.
Ankauf ganzer Bibliotheken, Seltenheiten, Handzeich-
nungen alter und moderner Meister, Kuriositäten usw.**

Preussische Pfandbrief-Bank.

Nach dem soeben erschienenen Jahresbericht hat die mit Beginn des neuen Krieges eingetretene Stokung in der Geschäftsentwicklung der Bank auch im zweiten Kriegsjahre angehalten. Neuer Darlehnsabschlüsse sind nur in geringem Umfange erfolgt und die Umlaufsumme der Emissionspapiere hat eine wesentliche Veränderung nicht erfahren. Das Jahreserträgnis ist dessungeachtet befriedigend. Es wird vorgeschlagen, 7% Dividende wie im vergangenen Jahre zu verteilen, die bestehenden Reserfonds angemessen zu verstärken und die im Vorjahre neu eingestellte, zur Deckung aus Anlaß des Krieges etwa eintretender Ausfälle bestimmte Kriegsreserve durch Zuführung von 500 000 Mk. auf 1 000 000 Mk. zu erhöhen. Die Nachfrage nach den Emissionspapieren war gering, ebenso machte sich der Rückfluß nur in mäßigem Umfange geltend. Soweit die Stücke von der Bank aufgenommen wurden, erfolgte dies zu Kursen, die nicht wesentlich niedriger waren als diejenigen der inländischen Staatsanleihen. Insgesamt hat sich die Emissionsziffer um 1 860 330 Mk. von 437 670 200 Mk. auf 435 809 900 Mk. ermäßigt. Als Disagio-gewinn wurden 171 440 Mk. der Agioreserve überwiesen. Die Bestände an eigenen Emissionspapieren im Nennwerte von 1 588 700 Mk. sind mit 1 240 878 Mk. eingestellt. Der Hypothekenbestand ist durch Rückzahlungen von 346 192 034 Mk. auf 343 484 490 Mk. zurückgegangen. Im Berichtsjahre kündbar gewordene Hypotheken hat die Bank in keinem Falle gekündigt, ohne zuvor an jeden einzelnen Grundstückseigentümer mit der Anfrage heranzutreten, ob ihm eine Belassung des Kapitals genehm sei. Die Antworten waren fast durchweg bejahend, und die Hypotheken wurden je nach den Wünschen der Schuldner teils auf ein oder zwei Jahre, meist aber auf zehn Jahre prolongiert oder in Amortisations-Hypotheken umgewandelt, weil die Mehrzahl der Grundstückseigentümer bei der Ungewißheit über die künftige Gestaltung der Geldverhältnisse sich nicht der Möglichkeit späterer unliebsamer Ueberraschungen aussetzen wollte. Insgesamt kamen 632 Darlehen mit einem Kapital von 42 605 100 Mk. zur Prolongation. Die Zahl und der Betrag der Amortisations-Hypotheken stieg von 341 auf 471 und von 31 161 372 auf 42 612 927 Mk. Der Eingang der Hypothekenzinsen ist erklärlicherweise nicht so pünktlich erfolgt wie in früheren Jahren, doch hielten sich die Rückstände unter den

gegenwärtigen Verhältnissen in mäßigen Grenzen. Bei einem Zinsensoll von jährlich ca. 15 Millionen Mk. waren aus dem Vorjahre und dem Berichtsjahre zusammen 431 936 Mk. rückständig, die sich inzwischen auf 363 558 Mk. ermäßigt haben. Die Grundstückseigentümer waren durchweg bemüht, ihren Verpflichtungen nachzukommen, und die Bank hat überall, wo durch den Krieg hervorgerufene Zahlungshindernisse vorlagen, auf Verlangen Stundung gewährt. In Fällen aber, in denen sie es für geboten hielt, sich die Mieten der Grundstücke zu sichern, mußte sie die Zwangsverwaltung eintreten lassen. Von 3813 insgesamt beliehenen Grundstücken waren 170 mit Zinsen rückständig und 99 wurden unter Zwangsverwaltung gestellt. Zwangsversteigerungen kamen 14 auf Antrag der Bank zur Durchführung und 3 auf Antrag anderer Gläubiger, wobei Grundstücke nicht übernommen wurden. Die der Bank gemeldeten freiwilligen Verkäufe von Grundstücken, an denen sie durch Beleihungen beteiligt war, beliefen sich auf 16 und ergaben nach den Meldungen der Grundbuchämter einen Gesamtaufpreis von 2 583 000 Mk., während sie von der Bank mit 1 610 227 Mk. d. h. mit durchschnittlich ca. 62% der Kaufpreise beliehen waren. Im Kommunalgeschäft erhöhte sich der Darlehnsbestand durch Auszahlungen von 111 558 000 Mk. auf 112 772 000 Mk. Die verfügbaren Mittel der Bank beziffern sich auf ca. 24 Millionen Mk., die Verpflichtungen auf ca. 5 Millionen Mk. Die Bestände an inländischen Staatsanleihen in Höhe von ca. 13 Millionen Mk. sind zu den ungefähren Kursen des freien Börsenverkehrs eingestellt. Der Gewinnüberschuß des Jahres einschließlich des bisherigen Vortrages von 313 816 Mk. beträgt 3 785 325 Mk. Nachdem hiervon 500 000 Mk. der Kriegsereserve überwiesen sind, werden folgende Verstärkungen der bestehenden Reserven in Vorschlag gebracht: 300 000 Mk. zur Außerordentlichen Reserve, 424 452 Mk. zur Provisionsreserve, 171 440 Mk. zur Agioreserve, 200 000 Mk. für Salonsteuer. Eine Sonderrücklage zur Sicherung einer Kriegsgewinnsteuer ist weder für das Berichtsjahr noch für das Vorjahr einzustellen. Als Dividende sollen 7% mit 1 680 000 Mk. verteilt werden. Nach Abzug der statutenmäßigen Santiemen für den Aufsichtsrat mit 90 332 Mk. und den Vorstand mit 93 176 Mk. verbleiben als Vortrag 325 902 Mk. Einschließlich der vorgeschlagenen Rückstellungen beziffern sich die Gesamtreserven der Bank auf 14 930 560 Mk., bei einem Aktienkapital von 24 000 000 Mk. Der Bericht schließt mit der Mitteilung über einen Wechsel in den Personen der Treuhänder und einem ehrenden Nachruf für die im Kampfe gefallenen Beamten.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

heilbewährt bei Katarrhen, Gicht
und Zuckerkrankheit

Versand durch Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schl.

WEIN - STUBEN - HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

BERLIN W: POTSDAMER STR. 139

ECKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUFN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

Zucker- Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Aerzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Geheilte. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 330 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).



Einzig in feiner Art

Wagners Saar-Riesling

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W. 30.

Alleinige Anzeigener, Die Zukunft nur Max Kirstein
Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ durch
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.
Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.



Denkt
an uns!

Sendet

**Salem
Aleikum**

und **Salem Gold** Zigaretten.

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: N^o 3 ½ 4 5 6 8 10

3 ½ 4 5 6 8 10 Pf.d.Stck.

20 Stck. feldpostmässig verpackt, portofrei!

50 Stck. feldpostmässig verpackt, 10 Pf. Porto!

Orient-Tabak- u. Cigaretten-Fabr. **Yenidze**, Dresden.

Inh: Hugo Zietz, Hoflieferant S.M.d.Königs v. Sachsen.



Trustfrei!



AEG

Metalldraht-Lampe